

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 34

Artikel: Deutsch und Welsch

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ausgrabungen des Kohlenlagers von Gondiswil bei Huttwil.

wieder sozusagen eine unmäßige, 20 bis 40 Meter über die heutigen Talböden hinaufreichend. Der größte Teil dieses sowohl tief herunter wie auch weit hinaufreichenden Schotters wurde später wieder hinausgeschafft. Gegen diese grandiosen Erdbewegungen ist die Schaffung des Panama-Kanals nur ein Kinderspiel! Jetzt verraten nur noch lümmerliche, terrassenförmige Reste an den Talgehängen die einstige Höhenlage und Ausdehnung. Solche Höchsterassenreste finden wir in den Griengruben östlich von Langenthal und Madiswil wie auch da, wo die Luthern ihre Richtung verändert, nämlich nordöstlich von Ufhusen und bei Gettnau. Auch die eingangs erwähnte Schotterebene von Huttwil, die Talwasserscheide, ist wahrscheinlich ein solcher noch nicht weggeföhrter Rest von Hochterrasse, der aber hier noch die ganze Talbreite ausfüllt.

Nun berichtet der Luzerner Geologe Prof. Franz Joseph Kaufmann aus dem Jahr 1866 von einer 200 Meter östlich von der Huttwiler Kirche gelegenen Griengrube: „In einer Tiefe von 6 bis 8 Fuß unter dem Boden der Grube soll sich laut Aussage eines Arbeiters ein $\frac{1}{2}$ Fuß mächtiges Lager von „Torf“ (wahrscheinlich diluviale Schieferkohle) befinden. (Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz, 11. Lieferung, 1872). In einer Fußnote fügt er bei: „In neuster Zeit höre ich, daß man diese Kohle wirklich angeschürft habe und sich an die Ausbeutung anschaffe.“ Dieses Lager wird ungefähr im Niveau 640 Meter gelegen haben. Der nämliche ausgezeichnete Beobachter erzählt ferner: „Beim Schulhaus in Zell, 100 Meter nördlich von der Kirche, ist man vor einigen Jahren beim Fundamentgraben auf Reste von torfähnlicher Schieferkohle gestoßen. Das Terrain bestand meistens aus Sand.“ Diese Stelle wird ungefähr in 600 Meter sein.

Daraus geht zweierlei hervor: Einmal mußte der abwechslungsweise verlandende und wieder höher sich füllende seichte See in der Ost-West-Richtung eine Ausdehnung von wenigstens 6 Kilometer gehabt haben. Er ist hier entstanden durch Stagnation und Versumpfung infolge zunehmender Grienaufschüttung im Aaretal und Unterlauf der Langeten und Wigger. Dann aber wurde dieses Torfgebiet zugeschüttet durch eine zirka 20 Meter dicke Grienschicht. Diese Schotterdecke ist nur noch östlich von Huttwil im Gebiet der Wasserscheide

erhalten; da, wo man jetzt die Schieferkohle ausbeutet, ist sie glücklicherweise weg. Was da über den Kohlenlagern liegt, ist meistens nur Abschwemmung von den benachbarten Molassehügeln und Schuttkegelmaterial des Gondiswilerbaches.

Ferner erwähnt Kaufmann aus den Griengruben von Huttwil neben zahlreichen Nagelfluhgerölle auch solche von Schrattenkalk. Schrattenkalkgerölle fand man aber nirgends mit Sicherheit in der Nagelfluh. Daraus schließen wir, daß kaum ein Fluß aus dem Nagelfluhgebiet des Napfs (Langeten) die Griendedecke hergebracht habe. Nun stellt Oskar Frey in einer Studie über „Talbildung und glaziale Ablagerungen zwischen Emme und Reuss“ aus dem Jahr 1907 eine außerordentlich interessante Vermutung auf. Dieser Forscher hat Anzeichen dafür gefunden, daß die Emme einmal nicht mehr nach Burgdorf hinunter fließen konnte, sondern ihren Weg über Sumiswald der alten Bernstrasse folgend (wie die Eisenbahn) nach Huttwil ein-

schlug, um von da über Zell und Gettnau das Tal der Wigger zu erreichen. Sie brachte die oben erwähnten Schrattenkalkgerölle. Als Ursache dieser Flußverlegung erblickt O. Frey den vorrückenden Rhonegletscher der großen Eiszeit; er verbarrikadierte den Ausgang des Emmentales und des Langentales.

Dies alles setzt uns in den Stand, die Zeit der Schieferkohlenbildung noch genauer festzulegen. Allerdings werfen wir nicht mit Jahren um uns, sondern sagen nur: Es geschah in der zweiten Hälfte der mittleren Diluvialzeit (2. Interglazialzeit). Damals belebten bereits Menschen unsern Weltteil; die altsteinzeitliche Station Chelles an der Seine in der Nähe von Paris mag in diese Zeit fallen. Hierauf erfolgte in der großen Eiszeit die Zudeckung mit Ries. Endlich überstülpte der Rhonegletscher die Jurawälle, drang ins Baseltal hinein und bedeckte auch die Gegend von Huttwil-Willisau. Einzig und allein der Napf glockte aus dieser grönlandartigen Eislandschaft heraus. Zeugen dieser Bergletscherung sind die Irrblöde oder Findlinge, die leider auch in diesem Landesteil mehr und mehr verschwinden.

Doch zurück in die Gegenwart! Uns interessieren ja nur noch Kohlen! Die Ausbeute bei Gondiswil erfolgt als Tagbau. Das taube Material kann in leichter Weise weggeschafft und abgelagert werden. Ausdehnung und Dicke der Blöde wie auch die Qualität der Kohle verheißen Erfolg. Möge er sich einstellen! Materialproben finden sich im Naturhistorischen Museum an der Waisenhausstraße ausgestellt. Die Wissenschaft aber wird sich weiter mit dem interessanten Problem beschäftigen.

Deutsch und Welsch.

Ein kräftiges Wort über dieses Thema schreibt der Solothurner Nationalrat Adrian von Arx im „Schweizerland“*. Wir lesen da: „... Ein Nebel, das das Schweizer-

* Der Aufsatz trägt die Überschrift „Drei Kriegsjahre“ und setzt sich mit den wichtigsten schweizerischen Tagesfragen auseinander. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf die gut schweizerische Art hinweisen, die sich das „Schweizerland“ trotz der Kriegszeit in der Behandlung der großen vaterländischen Fragen bewahrt hat. Die Zeitschrift verdient die weitgehendste Unterstützung des Schweizervolkes. (D. Red.)

Volk gleich bei Anfang des Krieges besessen hatte, bestand in einer leidenschaftlichen Vorlieben umso mehr auf die Kriegsführer. Gleich nach den ersten Schüssen nahm man Partei und ließ sich durch die Ereignisse nur ungern belehren. Das Publikum der deutschen Schweiz hielt es mit den Franzosen und Engländern. Dass das so kam, schreibe ich in erster Linie den Zeitungen zu und zwar insbesondere den Tagesblättern in den Städten und Dörfern, auch den Zeitungen der größeren Landbezirke. Man freute sich über die Wirkung der großen „Brummer“ und nahm alle Verleugnung des Völkerrechtes, die Bomben, mit denen Dörfer und Städte beschossen und die aus Luftschiffen geworfen wurden, die Gasangriffe, die Flammenwerfer und schließlich auch das Versenken der neutralen Schiffe mit Mann und Maus ohne ein Wort des Tadels hin.

Wie war diese Sinnesart zu erklären?

Sie war von langer Hand vorbereitet worden. Die Zeitungsschreiber der deutschen Schweiz hatten gelernt, von der deutschen Presse zu leben. Es gab Blätter und Blättlein, die alle Wochen zweimal einen Leitartikel der „Frankfurter Zeitung“ oder des „Berliner Tageblattes“, oder auch der „Straßburger Ztg.“ oder einer andern deutschen Quelle abrichteten. Dieses Abschreiben, Jahrzehntlang betrieben, hatte Folgen: man schrieb sich in den Ton, ja in die Auffassung, der Politik der fremden Blätter hinein. Die „Frankfurter Zeitung“ und das „Berliner Tageblatt“ gingen an; ihre Richtung war fortschrittlich und bei den damaligen Zuständen im Reiche häufig den Gewalthabern ungünstig gejagt. Das schweizerische Publikum ließ sich diesen Pressedienst ohne viel Nachdenken gefallen. Aber die schlimmste Seite trat zu Tage mit dem Kriegsausbruch. Natürlich schob die deutsche Presse, auch die oppositionelle, die Schuld am Kriege den Feinden zu. Das Vaterland war in Gefahr geraten, und da kam es auf Gründe der Wahrheit und des Rechts nicht mehr an. Unglücklicherweise schrieben die deutschschweizerischen Zeitungen auch damals noch die Artikel der deutschen ab und sie bekamen sie nun in Fülle und unentgeltlich zugesandt. Das Abdrucken ist heute noch im Schwange...

Die Klugheit lässt uns wünschen, dass um uns herum keine Macht so überwältig werde, dass ihrer Eroberungslust keine Schranken mehr gesetzt wären. Früher, als noch das europäische Gleichgewicht bestand, durften wir annehmen, dass man bei dem Angriff auch einer Großmacht nicht allein stehen werde. Andere Staaten könnten in ihrem eigenen Interesse nicht zugeben, dass wir überwältigt oder gar unterjocht würden...

Unser Land, weil es das schönste der Erde ist, vermag wohl einen Herrscher nach seinem Besitz lustern zu machen. Dass es militärisch eine große Bedeutung hat, ist für jeden eine Vorstellung mehr. Unsere Städte sind reich; sie würden die Kriegskassen füllen. Unsere Jugend ist rüstig; sie würde die Reihen verstärken. Keine Stammesverwandtschaft, keine Sprachgemeinschaft könnte verhindern, dass es uns sehr schlecht erginge. Wofern nämlich man sich nicht von vornherein dagegen schützte. Das Elsaß ist ein Beispiel. Weil es sich dem neuen Herrn nicht gutwillig fügte, erfuhr es scharfe kaiserliche Ungnade. Man wollte es zur Liebe zwingen und verhängte die Widerpenitenz. Als man diese äußerlich unterdrückte, flüchtete sie sich als heimlicher Groll in die Herzen. Der Hass wird immer größer und die Notwendigkeit, sich der Unzufriedenen zu entledigen, immer dringender. Man besinnt sich darauf, dass das Reich Überfluss an Menschen hat, die bereit sind, die Stelle der alten Bewohner einzunehmen. Bald ist das einheimische Volk noch gut genug, die niedere Arbeit zu verrichten, aber alle höhern Stellen und Amter bleiben ihm verschlossen. Rangierer, Bahnwärter kann es im Eisenbahndienst werden, aber schon nicht Lokomotivführer, und Ingenieur gar nicht. Fremde Professoren und Lehrer, auch Geistliche und Anwälte ziehen herbei. Das einheimische Element sucht

sich in Handel und Industrie nützlich zu machen, aber schon beginnt fremdes Kapital sich dieser zu bemächtigen und auswärtige Direktoren und Profuristen verdrängen die Alten. Die Bauern... ja auch die Bauern sind nicht mehr sicher auf ihrem Erbe, dem Boden, den die Väter urbar gemacht haben und den sie seit Geschlechtern bebauen. Man hat in Polen die Probe gemacht auf dasjenige, was dem Elsaß bevorstehen kann. Man hat Mittel gefunden, die Bauern durch Expropriationen zu vertreiben. Je hartnäckiger ihr Sinn, ihr Trotz ist, umso eher wird man ihre Güter in die Hände fremder Einwanderer zu bringen wissen. Alles das ist nicht aus der Lust gegriffen, sondern Erfahrung, die man zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gemacht hat.

Ich sah vor mir die fremde Invasion, und dass sie, wenn nicht durch den Krieg, sich schon im Frieden durchsetzen werde. Wollen wir uns gegen sie durch Gesetze wehren, wie man eines gegen die Ueberfremdung im Plane hat? Es steht bei der fremden Macht, das Zustandekommen dieses Gesetzes zu verhindern. Man sollte allerdings meinen, wir seien souverän in unserer Gesetzgebung. Aber wenn man einen diplomatischen Druck auf uns ausübt? Wo sind die Helfer, die verhüten, dass wir uns beugen müssten? Selbst um unsere Berge werden sie uns bringen, bis in die Klubhütten hinauf wird der fremde Drang dringen. Große ausländische Städte werden sie mit ihren Mitteln ausstattet, sie auf ihren Namen taufen und der Schweizer, der dort ankommt, wird den Vortritt den Fremdlingen zu überlassen haben.

Und man glaube nicht, das Geschick durch Dienstwilligkeit und Beflissenheit abwenden zu können. Einige freilich üben sich heute schon in dieser, namentlich in den Zeitungen. Aber das Volk im Ganzen wird unfähig dazu sein. Man hat nicht umsonst eine Geschichte der Freiheit von sechs Jahrhunderten und ist nicht ungestraft hundert Jahre lang eine Demokratie gewesen. Die andern haben das Gehörchen länger geübt und besser erlernt als wir. Wir würden im Dienst nur Stümper sein. Kein Volk vermöchte so elend zu werden wie das Schweizervolk, weil es das Glück der Freiheit genossen hat und es nicht zu vergessen wünsche. Wie dem gestürzten Engel wäre es ihm besser, den Himmel nie gekannt zu haben.

Die welschen Schweizer haben noch etwas anderes zu verlieren als die Freiheit: ihre Sprache, ihre Kultur. Es ist kein Zweifel, dass sie, wenn Frankreich, England und Amerika besiegt wären und die Schweiz dem Sieger anheim gestellt würde, das Schicksal der deutschsprechenden Schweiz teilen würden, so gut wie die Tessiner. Sie könnten nicht hoffen, die einen an Frankreich, die andern an Italien zu kommen, wenn das ein gelinderes Los schiene. Sie denken auch nicht an die Möglichkeit, dachten nie daran, äußerten kein Wort darüber. Sie versuchten nur, den Schweizern deutschen Stammes die Augen zu öffnen über die gemeinsame Gefahr und sprachen von dieser laut und leidenschaftlich. Als sie nicht so rasch Gehör fanden, als sie zu verdienen glaubten, da wandten sie sich... nun, wohin? An die Franzosen? An die Italiener? Nein. Sie blieben Schweizer, nur bekümmerter als vorher. Und sie erinnerten sich, dass die Schweiz ein Bundesstaat ist, in dem es zweit- und zwanzig souveräne Kantone gibt. Sie suchten sich in den Föderalismus zu retten. Wenn man sie im Bunde nicht zu Wort kommen ließ, so fingen sie an, in den Kantonen zu reden. Da das eidgenössische Parlament keine Proteste laut werden ließ gegen das, was nach ihrer Meinung des Protestes bedurfte, so protestierten sie in den Grossräten der Kantone. Manchmal auch auf der Straße, was vom Uebel war. Von dem Schärlein der Klosterbrüder, die im Konvent hätten versammelt sein sollen, zog sich jeder in seine Zelle zurück. Sie werden schon wieder zusammen beten lernen..."